

2. Beilage der Naunhofer Nachrichten

Nr. 151.

Sonntag, den 23. Dezember 1900.

11. Jahrgang.

Weihnachtsgebräuche.

Weihnachten! Wo nur ein deutsches Herz schlägt, sei es im Palast oder in der Hütte, sei es in der Heimat oder weit draußen in der Fremde, da erweckt der Name dieses Festes alles, was an starkem, reinem Gefühl, an Heimatliebe und glücklicher Kindererinnerung oft tief verborgen in der Seele schläft. Ist es doch, als habe das deutsche Gemüt allen poetischen Zauber, den es zu entfalten vermochte, wie einen reichen Kranz um dieses schönste seiner Feste geschlungen. Sinnige, freundliche und geheimnisvoll mythische Bräuche, deren Ursprung sagenhafter Vergangenheit angehört, umspinnen seine Feier, deren goldene Lichter und purpurdämmernde Schatten selbst in unserer realistischen Zeit ihre Macht über die Gemüter nicht verloren haben.

Wir feiern am 25. Dezember den Tag der Geburt Christi. Das erscheint uns heute selbstverständlich und war doch nicht immer so. Lange haben die Kirchenväter darum gestritten, welcher Tag der rechte sei. In den Evangelien findet sich keine genaue Angabe darüber, und man war ganz auf Vermutungen angewiesen. Es scheint, daß die Christengemeinden schon frühe nach dem Vorbild der Römer, die den Geburtstag des Kaisers festlich begingen, auch den Geburtstag ihres Stifters feiern wollten. Man suchte deshalb diesen Tag nach mythischen Berechnungen und prophetischen Äußerungen festzustellen und war so auf den 25. Dezember gekommen. Wenigstens legte Theophilus, Bischof von Antiochien, im 2. Jahrhundert diesen Tag für seine Kirche fest. In der afrikanischen Kirche galt der 6. Januar (Epiphania) als der richtige Tag; andere Gemeinden feierten den 6. April oder den 15. Mai.

Im Abendlande wird in einem römischen Festverzeichnis von 354 zum ersten Male der 25. Dezember offiziell als Weihnachtsfest erwähnt, und im 6. Jahrhundert unter Kaiser Justinian hatte sich endlich die ganze Christenheit auf diesen Tag geeinigt. Am 6. Januar feierte man nun im Occident die Erscheinung der heiligen Dreieinigkeit am Jordan. Auch das Geschehnis des ersten Wunders, die Verwandlung von Wasser in Wein durch Jesus auf der Hochzeit von Kana, legte man auf diesen Tag. In dem alten Kirchenliede: „Was fürchtest du Feind Herodes sehr“, ist aller vier Bedeutungen des Tages gedacht; auch in den Weihnachtsbräuchen sehen wir sie wieder aufleben.

Aber diese sind durchaus nicht rein christlichen Ursprungs. Im Süden wie im Norden fand die christliche Kirche um diese Zeit gefeierte Feste vor, die mit zahllosen Bräuchen tief in der Volksseele wurzelten, durch mannigfaltige Symbole uralte Glaubensvorstellungen ausdrückten und nicht einfach zu beseitigen oder in Vergessenheit zu bringen waren. Die Kirchenväter waren auch zu weise, um überhaupt diesen Versuch zu machen. Man ließ die Bräuche vielfach bestehen und schob nur den Symbolen einen christlichen Sinn unter. Die römischen Saturnalien wie das nordliche Julfest waren Sonnenfeiern, Freudenfeste, die der nach der Winter Sonnenwende wieder aufsteigenden Macht des Tagesgestirns galten. Nun feierte man dafür in der Christenheit den Auf-

gang des Sterns von Bethlehäm, das in Jesus erschienene Licht der Welt. Von den Saturnalien übernahm man die Gaben als Christgeschenke, und die dabei üblichen Nummernreien und Possenspiele sehen wir später in den Weihnachtspielen wieder auftauchen.

Aber im Süden blieb Weihnachten immer mehr Kirchenfest; zum eigentlichen Volksfest wurde es im Norden. Hier feierten unsere heidnischen Vorfahren zur Zeit der Winter Sonnenwende das Julfest oder fröhliche Fest. Es dauerte gewöhnlich 12 Tage und ward bei einigen Stämmen Ende Dezember, bei anderen Anfang Januar gefeiert. Man glaubte, daß die Seelen der Verstorbenen dabei ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Auch opferte man dem Thor und der Freya, und ersuchte Ernteseite für das kommende Jahr. Man führte einen Eber (das Tier, das der Freya heilig war) in die Halle und legte auf sein Haupt Gefäße ab. Man entzündete feierlich den Julblock und hob dann seine Reste sorgfältig auf, ebenso entzündete man Zweige an seiner Glut, verlöschte sie dann und bewahrte sie als Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit bis zum nächsten Julfest. Diesem Julblock ist der Weihnachtsbaum seine Entstehung zu verdanken, denn in Jon Arnasons „Isländischen Volksagen“ wird von einer heiligen Eberese berichtet, auf deren Zweigen in der Christnacht Lichter strahlen, die kein Wind zu verlöschen vermag.

Der brennende Baum war ursprünglich das Symbol der neugeborenen Sonne und Naturkraft; nun ward er in christlichen Zeiten das Sinnbild des neugeborenen Heils. In französischen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts wird der strahlende Weihnachtsbaum mit dem Weihnachtsengel an der Spitze wiederholt erwähnt. Dann verlor sich der Gebrauch in Frankreich, nur im Elsaß blieb er noch bestehen, wie daraus ersichtlich, daß ein Pfarrer Dannhauer in Straßburg im 17. Jahrhundert gegen den Baum und das Baumpländern eifert. Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts nahmen viele protestantische Geistliche Anstoß an den Weihnachtsmummereien und dem Christbaum und eiferten, als dem Ernste des Festes nicht entsprechend, dagegen. Vielleicht hatten sie Erfolg, denn wenig vernahm man mehr vom Weihnachtsbaum. In Norddeutschland, namentlich in Berlin, hatte sich ein häßliches Surrogat dafür eingebürgert: die Pyramide. Ein Gestell aus Holz, grünen Seidenpapier und Rauchgold vertrat nun die Stelle des grünen Tannenbaums; aus dem waldbustenden Weihnachtszauber unserer Vorfahren war ein jämmerliches, poesieloses Zerrbild geworden.

Aber allmählig siegte wieder die Liebe zur Natur, jetzt ist keine Hütte bei uns so klein, sie hat ihr Tannenbäumchen. In in manchen Gegenden, wie im Waldeckischen Uplande, ist es Sitte, daß die Schuljugend zur Weihnachtszeit hinauszieht in den Bergwald, sich selber Broden die Bäume fällt und auf Schlitten hinabbringt ins Thal, ein uraltes Recht ausübend, das sie sich durch kein modernes Forstschutzesgeß verümmern läßt. Der Tannenbaum gehört bei uns zur Weihnachtsfeier, und von Deutschland aus erobert er sich allmählig die Welt. In Frankreich gewann er sich seit dem Kriege von 1870/71, wo ihn unsere Soldaten sich anzündeten, neue

Freunde. Und wenn er jenseits der Vogesen am Weihnachtsabend brennt, so ist er nun erst recht ein Symbol umfassender Menschenliebe. Auch in England und Amerika findet er immer mehr Eingang, und in den deutschen Alpenländern verdrängt er die in Südeuropa üblichen Krippen.

Von diesen Krippen entlehnten die Krippel- oder Weihnachtsspiele ihre Namen, die sich etwa im 10. Jahrhundert aus dem Festgottesdienst entwickelten. Es waren ursprünglich Wechselgefänge, die von den Geistlichen im Kostüm vorgetragen wurden. Und zwar zerfielen sie in mehrere Abteilungen: Weihnachten wurde die Anbetung der Hirten behandelt, am Tage „der unschuldigen Kindlein“ (28. Dezember) der bethlehemitische Kindermord, an Epiphania (6. Januar) die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Auch die Weissagungen der Propheten dramatisierte man in den sogenannten Prophetenspielen. Dessen wurden alle diese Spiele mit dem Weihnachtsspiele vereinigt, wie in dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden lateinischen Text von Benediktbeuren.

Das älteste erhaltene Spiel mit deutschem Text ist das St. Galler aus dem 14. Jahrhundert.

Diese Spiele, in die schon früh komische Elemente eingemischt wurden, erfreuten sich großer Beliebtheit. Sie nahmen einen intimen, volkstümlichen Charakter an und bildeten sich in den verschiedenen Ländern demgemäß verschieden aus. Oft freilich lassen sich bei den Spielen verschiedener Gegenden deutlich die Abweichungen von einem gemeinsamen Urtext erkennen. Berühmt ist besonders das aus dem späteren Mittelalter stammende heffische Spiel; auch Hans Sachs dichtete Weihnachtsspiele. Die Krippenspiele, die noch jetzt in vielen Gegenden aufgeführt werden, haben sich meist den Reiz mittelalterlicher Volkspoesie erhalten, wenn natürlich auch die literarischen Richtungen späterer Jahrhunderte nicht ohne Einfluß darauf geblieben sind.

Neben dieser offiziellen Weihnachtsdramatik gehen aber die volkstümlichen Vermummungen noch immer einher, alles Eifern einiger Geistlichen dagegen hat nichts genutzt. Ebenso wie der Weihnachtsbaum scheinen sie ein Ueberrest des alten Julfestes zu sein. Zwar soll der Knecht Ruprecht von dem christlichen Priester Ruppertus stammen, der in der Christnacht des Jahres 1023 eine Anzahl Männer und Weiber verführte, die vor der Kirche tanzten und sangen, während er die Christmette hielt, und die nach der Legende darauf ein ganzes Jahr tanzen mußten, bis der Erzbischof von Köln sie lösen ließ. Aber wenn auch die Rute des Weihnachtsmannes die Kinder ein wenig in Schrecken setzt, so ist er doch mit seinen süßen Gaben auch ein willkommenen Gast, und viel eher scheint mir seine Spur auf die altnordische Sage vom Umgang der Freya zurückzuführen, die in Weihnachtsnächten die fleißigen Spinnerinnen segnet, die faulen aber straft.

Auch der Weihnachtsbergglauben, gegen den zu Anfang des 18. Jahrhunderts der brave Walthar in seinem Singularibus „Magdeburg“ eifert, die Feuerherdproben, das Erspähen der Zukunft durch Anlegung des Rothembes oder Horchen am Kreuzweg, den Glauben an den Wärfel, an das Reden der Tiere in der Christ-

Des Rätsels Lösung.

Kriminalroman von Fr. Ferd. Lamborn. 21

Er wandte sich an die Geschworenen, die sich von ihren Sitzen erhoben hatten und sprach die übliche Eidesformel vor; hierauf schlossen sich weitere Formalitäten und das Verhör der Angeklagten, ihre persönlichen Verhältnisse betreffend. Sophie gab den Namen Raps an, da sie unter diesem noch einmal eingetragen war. Was frag auch sie nach dieser Lappalie!

Jetzt begann die Verhandlung. Die Aussagen der Angeklagten waren genau wie bei der Voruntersuchung. Die Sache stand demnach sehr schlecht.

Dr. Reilmann schien recht zu behalten: die fast gleichzeitige Rückkehr vom Auslande, ihr Zusammentreffen beim Hause der Ermordeten, dies waren und blieben die belastenden Momente.

Blieb auch für Sophie noch einige Hoffnung, Feodor war so gut wie verloren. Sein Austritt war heute, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Erregung, ruhig und gefaßt, stolz und selbstbewußt stand er vor der Schranke, aber das gerade wurde ihm als Impertinenz ausgelegt.

Punkt für Punkt haspelte sich die Sache ab, und als der Präsident mit den Angeklagten fertig war, schritt er zur Vernehmung der Zeugen. Das alte Paar mußte zuerst vortreten; dann folgten die jungen Leute. Auch hier alles nur bekannte Dinge.

Jetzt erschien der Wirt Bärwald. Er hatte sich heute besonders herausgehupt und sah keineswegs so abstoßend aus, als an jenem Abend, da Laubell mit ihm zechte. Es entspann sich zwischen dem Präsidenten und dem dicken Wirt folgende Auswechslung: „Es soll an jenem Abend, als der Mord passierte, nach Ihrer Aussage, ein Mann in Ihrem Lokale gewesen sein, der einen Hundertmarkschein gewechselt hat.“

„Om, hm, mit Verlaub, Herr Gerichtshof...“

„Keine Vorrede, bitte.“

„Ja, es ist so.“

„Würden Sie den Mann wieder erkennen?“

„Ob ich würde! Hu, hu! Ich habe noch mit ihm ein Hühnchen zu plüden.“

„Das gehört nicht hier her. Jetzt sehen Sie sich 'mal den Angeklagten an.“

Atenlose Spannung; der Wirt betrachtete Seipel genau; das dauerte ziemlich lange, dann sagte Bärwald: „Nee, Herr Gerichtshof, der is et nicht. Ich lasse mich löp-pen, aber der is et nicht! Den Mann da habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen: So'n Feiner von die Robieße war das nun grade nicht, der den Schein bei mir wechselte.“

„Bestimmen Sie sich genau!“

„Ach, das brauch' ich gar nicht; ich habe doch meine fünf Sinne!“

„Hm erstmal leuchteten Sophiens Augen auf.“

„Beschreiben Sie den Mann, der bei Ihnen war.“

Bärwald brachte eine lange Beschreibung vor, die mit den Worten schloß: „Das war'n Kerl, pechschwarze Haare und gerade solchen Bart, da konnt' man bange vor werden.“

Der Wirt konnte abtreten.

„Der Kellner Weinbach!“ befahl der Präsident.

Ein kleines Kerchen, Kellner des Hotels, in dem Seipel gewohnt, trat vor; er hatte speziell Seipel bedient.

„Sie haben dem Angeklagten das von ihm bewohnte Zimmer angewiesen?“

„Ja!“

Nach noch weiteren Fragen kam heraus, daß an jenem Abend gerade eine Festlichkeit im Hotel stattfand, daher ging es etwas bunt her. Einzelheiten konnte der Zeuge nicht angeben, nur ist ihm erinnerlich, daß Seipel einige Male ausging, aber stets bald zurückkehrte, zwei- oder dreimal hatte er dem Wirts den Schlüssel aushändigen müssen.

„Schlüssel aushändigen ist doch Sache des Portiers?“

„Der Portier war an jenem Abend vollauf bei den Wäpfen beschäftigt, und da gab ich ihm den Schlüssel.“

„Das ist nicht richtig.“ fiel Seipel ein, „ich habe den Schlüssel nur zweimal empfangen, da ich nur zweimal fortging.“

„Na, der Herr ist öfter gegangen und gekommen.“

„Wissen Sie die Zeit noch?“

„Die kann ich nicht mehr angeben, etwa um sieben, neun und zehn Uhr.“

Sonst ergab die Aussage des Kellners nichts Neues. Die Sitzung wurde nach der Zeugenvernehmung, die ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, auf den folgenden Tag zwecks Festsetzung vertagt.

Die Stimmung im Auditorium hatte sich mehr für die Angeklagten zum Günstigen geneigt; man nahm an, daß die beiden Angeklagten unmöglich so ohne weiteres verurteilt werden könnten. Auch die Angeklagten schienen neue Hoffnung zu beleben, das heißt: einer hoffte für den anderen. An's eigene Schicksal dachte keiner.

Als beide abgeführt wurden, gelang es Seipel, der Geliebten einige Worte zuzufüstern: „Fasse Mut! Mich verzehrt das Verlangen nach Dir, das Leben ertrage ich nicht.“

Da riß ihn der Wärter hinweg.

Frau Seipel jun. in S. . . war aus dem Krankenhaus als geheilt entlassen. Laubell war in seinen Hoffnungen sehr getäuscht und seine Geduld ging fast zu Ende. Aus dem Munde der Krankenschwester hatte er erfahren, daß diese Frau Schweres erlitten haben müsse, in den Fieberdelirien hatte sie fortwährend von ihrem Manne gesprochen, der ihr keine Ruhe lasse und sie peine. Oft war sie aufgesprungen mit den Worten: „Fort muß ich, er findet mich sonst!“ Dann sank sie jedesmal kraftlos nieder. Und als sie wieder hergestellt war, war sie verschlossen und still.

Und wo war sie jetzt? Auf's Land sollte sie gezogen sein, sie hoffte dort billiger leben zu können.

So hatte sie Laubell noch nicht gefunden. In welchem Dorfe hielt sie sich nun auf? Da suchte einer.

76,18